

- Prof. Dr. Heinrich Schlangenotto** (Neu-Isenburg) 3. Oktober, 75 Jahre
- Dipl.-Phys. Uwe Sörensen** (Springe) 21. Oktober, 75 Jahre
- Prof. Dr. Hans Wolfgang Spieß** (Mainz) 14. Oktober, 65 Jahre
- Prof. Dr. Fritz Storbeck** (Bannewitz) 23. Oktober, 70 Jahre
- Prof. Dr. Werner R. Theis** (Berlin) 3. Oktober, 81 Jahre
- Prof. Dr. Hans-Martin Vieth** (Berlin) 3. Oktober, 65 Jahre
- Prof. Dr. Gerhard Weber** (Jena) 8. Oktober, 86 Jahre
- Dr. Dietrich Weick** (Berlin) 31. Oktober, 75 Jahre
- Prof. Dr. Volker Weidemann** (Kiel) 3. Oktober, 83 Jahre
- Dr. Siegbert Witkowski** (München) 30. Oktober, 80 Jahre

GESTORBEN

- Dr. Adolf Dahme** (Ostseebad Wustrow) 20. Juli, 93 Jahre
- Dr. Rüdiger Ferretti** (Laatzen) 30. Juni, 64 Jahre
- Johann Hagel** (Bad Wurzach) 20 Jahre
- Markus Kalf** (Aachen) 12. Juni, 20 Jahre
- Dr. Werner Kamprath** (Kleinmachnow) 19. Mai, 75 Jahre
- Prof. Dr. Hellmut Keiter** (Dortmund) 27. März, 67 Jahre
- Dipl.-Phys. Hans-Otto Koch** (Bergisch Gladbach) 7. März, 91 Jahre
- Dr. Sven Möller** (München) 12. Mai, 35 Jahre
- Prof. Dr. Josef Ney** (Saarlouis-Picard) 29. Juni, 74 Jahre
- Prof. Dr. Bernhard Mühschlegel** (Köln) 18. Juli, 81 Jahre
- Jan Pestel** (Neustadt) 5. Mai, 22 Jahre
- Dr. Horst Ruf** (Bad Vilbel) 26. April, 67 Jahre
- Dr. Alexander Samel** (Köln) 19. Mai, 59 Jahre
- Dr. Rainer Joachim Schweizer** (Kirchheim) 52 Jahre
- Prof. Dr. Jürgen Springer** (Berlin) 16. Juni, 72 Jahre
- Dr. Oswald J. Stadler** (München) 9. Juni, 76 Jahre
- Dipl.-Ing. Hans Wingsiefen** (Spittal/Drau) 21. Juli, 89 Jahre

„Immer ohne Netz und doppelten Boden“

Zwei Jahre war die deutsche Festkörperphysikerin **Stephanie Reich (34)** als Assistant Professor am MIT, bevor sie einen Ruf an die FU Berlin annahm. Nun will die Expertin für Kohlenstoff-Nanoröhrchen in ihrer Heimat der Physik dieser Nanosysteme auf die Spur kommen.

Warum haben Sie Amerika den Rücken gekehrt?

(lacht) Die Frage wird immer genau so gestellt. Es ging weniger um die Rückkehr nach Deutschland als darum, dass ich ein tolles Angebot erhalten habe für eine neue Stelle mit einer besseren Ausstattung. Und das war für mich so attraktiv, dass ich das MIT verlassen habe.

Das ist für Sie ja auch eine Rückkehr nach Berlin...

Das stimmt, und ich freue mich, wieder in Berlin zu sein. Für mich war es aber auch ein großer Karriereschritt, ich habe hier die Möglichkeit, ein zusätzliches Labor aufzubauen, dazu Mitarbeiterstellen und laufende Forschungsmittel. Wenn man das amerikanische System kennt und den ständigen Kampf ums Geld, ist das sehr verlockend.

Wie unterscheiden sich beide Länder in der Forschung?

In Amerika ist man deutlich risikobereiter – was neue Forschungsprojekte oder die Möglichkeit betrifft, jungen Forschern eine Chance zu geben. In Deutschland ist die Grundausrüstung viel besser – hier gibt es Stellen für Assistenten und Verbrauchsmittel. Das ist in Amerika vollkommen unüblich, nach einer gewissen Anschubfinanzierung muss man das alles selbst reinholen.

Wie steht es um die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den USA?

Das ganze amerikanische System ist darauf aufgebaut, dass jeder die Chance bekommt, sich zu beweisen. Viele Stellen als Assistant Professor werden an Leute direkt nach der Promotion oder einem Post-Doc-Aufenthalt vergeben. Junge Forscher haben dann sechs Jahre die Möglichkeit, ihre eigene Gruppe aufzubauen, gut zu unterrichten und Doktoranden auszubilden. Wenn das klappt und sie tatsächlich

so gut sind wie erwartet, erhalten sie das Angebot auf eine permanente Professur.

Sind Sie auch wegen dieser Chance in die USA gegangen?

Genau das war der Grund! Ich wollte zu der Zeit gar nicht nach Amerika, ich war ja erst in Berlin, in Spanien, dann in Cambridge in England. Damals habe ich eigentlich nach Stellen in Europa gesucht, doch dann kam die Anfrage vom MIT.

Wieso ist es so schwierig, in Deutschland Fuß zu fassen?

Weil das System immer noch stark auf diese großen Arbeitsgruppen ausgerichtet ist. Dieses pyramidenartige System mit dem Solitär an der Spitze führt natürlich dazu, dass die Chancen sehr gering sind, an die Spitze vorzustoßen. In Amerika sind die Gruppen meist kleiner.

Welche „typisch amerikanischen Konzepte“ bringen Sie jetzt mit nach Berlin?

Risikobereitschaft – also immer ohne Netz und doppelten Boden. Daneben habe ich auch eine stärkere Anwendungsorientierung in der Forschung kennen gelernt, bis hin zur Frage, ob man ein eigenes Unternehmen aufmachen könnte. Der unternehmerische Geist ist am MIT sehr stark vertreten.

Hätten Sie sich auf Dauer vorstellen können, ohne Netz und doppelten Boden zu sein?

Ja! Das ist die amerikanische Mentalität, so leben dort alle. Scheitern wird in Deutschland häufig als etwas Negatives begriffen. In Amerika ist es hoch angesehen, dass man versucht, seine eigenen Ideen umzusetzen. Und wenn da nichts draus wird, macht man etwas anderes. Aber für den Versuch, etwas Neues aufzubauen, wird einem hohe Achtung entgegen gebracht.

Mit Stephanie Reich sprach Maïke Keuntje



Stephanie Reich

An dieser Stelle beleuchten wir regelmäßig die vielfältigen Tätigkeiten und Talente von DPG-Mitgliedern. (Die Redaktion)